

Nur Weniges ist schwieriger zu differenzieren als scheinbar Gleiches. Wer dieses Jahr die 53. Biennale mit dem Titel „Making Worlds“ in Venedig besucht, dessen Geduld wird auf die Probe gestellt: Beamer, Beamer, Beamer. Überall farbiges Licht an der Wand, mal läuft man versehentlich hindurch, mal bemüht man sich, am Erzählten teilzunehmen, hier ein Anfang, dort ein Ende, gerade eine Pointe verpasst, auf einmal geht es wieder von vorne los. Die Kabinen sind stickig und heiß, die Dunkelheit macht alle gleich. Der kanadische Pavillon beeindruckt durch die Größe der Beamer – sind doch die Filme „Cold Morning“ von Mark Lewis der einzige Beitrag für Kanada. Man fragt sich, wie viele Stunden man wohl brauchen würde, um alle auf der Biennale ausgestellten Filme ganz anzuschauen. Sind es acht Stunden, dreizehn oder gar hundert? Der Australier Ken Yonetani, der eine beeindruckende Arbeit als Zengarten aus Zucker präsentiert, wirft mit Hilfe eines Beamers blaue Wasserwellen auf die cremefarbene Oberfläche der zu Monumenten verklebten Süßigkeiten. Wozu? Im britischen Pavillon verspricht der Name Steve McQueen vergebens filmische Abwechslung. Tapfer sieht man den beckettischen hungernden Hunden zu und harrt aus wie Watt. Als erfrischend handwerklich und beamerfrei empfindet man hingegen die im deutschen Nachbarpavillon ausgestellte Frankfurter Küche des Iren Liam Gillick, ursprünglich 1926 von der Wiener Architektin Margarete Schütte-Lihotzky für Arbeiterwohnungen entworfen. Das freundliche „IKEA-Du“ mit seiner Bausatzfamilie hat nun endlich auch die Biennale erreicht.

Unter der künstlerischen Leitung von Catherine David sind zum ersten Mal die Vereinten Arabischen Emirate (mit Beamern) in einem eigenen Pavillon in den Arsenale vertreten. Schon am Eingang wird auf riesigen Werbetafeln die architektonische und wirtschaftliche Entwicklung Dubais dokumentiert: Aus dem kargen, sandigen Niemandsland entsteht die Geisterstadt der Moderne. Die künstlerischen Arbeiten thematisieren die Auseinandersetzung mit der eigenen und importierten Kultur. Turban und Diskursethik prallen in den Video-Interviews aufeinander. Wenngleich im eigenen Statement ein kritisches Hinterfragen intendiert wird, bleibt der Eindruck einer Werbeveranstaltung für „all inclusive“ Tourismus.

Beiträge außerhalb der Giardini und der Arsenale laufen unter dem Titel „Collaterale Events“. Hervorzuheben ist die Installation „Distortion“ aus England. Sie wird in einer leergeräumten venezianischen Villa präsentiert. „Distortion“ meint hier spielerische Verformung eines vielleicht ursprünglich anders konnotierten Bildes von Etwas. Das Künstlerduo Noble/Webster zaubert aus einem eher indifferent wirkenden, Football-großen Metallgestrüpp, angestrahlt von einem Beamer, zwei als Schattenspiel inszenierte Ratten. Ohne die strahlende Lichtquelle im Hintergrund wären die Tiere nicht zu erkennen gewesen. Neu ist eigentlich nur der Beamer, hingegen schon sehr alt die Idee einer (ver-)formbaren Beziehung zwischen Idee und Wirklichkeit. Vor mehr als 2500

Jahren dachte Platon - allerdings abwertend - über diese Beziehung nach, entscheidend wurde sie von den italienischen Manieristen beeinflusst. Waren die platonischen Ideen Aspekte eines universalen, vom göttlichen Geist durchwirkten Firmaments, so wurden die Ideen der Manieristen wiederum zu Vorstellungen, welche immer schon Teil des eigenen Schaffens sind. Die Kunst im Taumel ihrer Selbstbespiegelung, „Distortion“ als Motiv und Resultat des Schaffensprozesses. Aber man sollte sich nicht von einem in dieser Weise zur Schau getragenen Reichtum an Technik abschrecken und vom an die Wand geworfenen Licht blenden lassen. Denn es gibt sie, die feinsinnigen Werke, welche das Publikum an den Unterschied von Know-how und Kreativität erinnern.

Im Pavillon Dänemarks und dem der nordischen Länder, gestaltet von den Kuratoren Elmgreen & Dragset erlebt man eine neue Design-Welt. Das rot-weiße Schild „For Sale“ leuchtet durch die grünen Platanen. Eine Mitarbeiterin der Biennale erklärt das Kunstwerk: Die Familie eines Kunstsammlers geht in die Brüche, sein Anwesen inklusive Mobiliar steht zum Verkauf. Eine sauber gebrochene Treppe trennt das Erdgeschoss von der Galerie, ein schwarzer, mit kostbarem Porzellan gedeckter Speisetisch ist in der Mitte gerissen und macht ein harmonisches Mahl unmöglich, die Sitzgarnitur ist mit strahlend weißen Laken abgedeckt, geometrisch aufgespießte Insekten verstauben in Schaukästen. Die Türen stehen weit geöffnet, das Publikum trampelt durch die offene Wunde der zerbrochenen Familie. Im Betreten der Pavillons verliert man die schützende Anonymität des Ausstellungsbesuchs, denn mit jedem Schritt weiter, wird man tatenlose Beobachterin und Zeuge einer sich abspielenden Familienkatastrophe. Aus Betrachtern werden Beobachter und stumm schwimmt die hellrosa Plastikleiche des Kunstsammlers im Swimmingpool. Die Biennale thematisiert die Lebensform Familie und den Umgang mit Sexualität. Die als profan und bedenklich zu bezeichnenden Arbeiten des Belgiers Jan Fabre zu diesem Thema wirken unreif und werden vielleicht deshalb in einer entlegenen Halle in den Arsenale, zum Teil unzugänglich und verhängt präsentiert. Von Andy Warhol, Valie Export und vielen anderen gibt es schon künstlerische Statements hierzu, so dass man sich vor einer erneuten thematischen Aufnahme des 68er-Slogans „Das Private wird öffentlich“ zunächst damit auseinandersetzen sollte. Wahllos dargestellte Intimität und öffentlich bekanntes Privatvergnügen mag manche und mancher als beleidigend empfinden. Aber, Venedig hat noch jede Biennale überstanden. Wirklich bedroht war Venedig nur ein einziges Mal, während des legendären Pink Floyd Konzerts 1989, schlicht wegen der auf den Markusplatz drängenden Menschenmassen.

Eine ästhetische Bereicherung stellen die Pavillons Spaniens und Russlands dar. Der Maler Miquel Barceló stellt achtzehn großformatige Bilder (2001-2008) aus, jedes für sich von subtiler Schönheit, fein komponiert und präzise im Ausdruck. Den russischen Pavillon „Victory Over The

Future“ kann man sicherlich als einen der kreativen Höhepunkte der diesjährigen Biennale bezeichnen. Die zeichnerische und malerische Phantasie Pavel Peppersteins entführt das Publikum schon einmal in die ferne Zukunft. In humorvollen Aquarellen und Zeichnungen regt er zum Nachdenken über die heutige Zivilisation an: ein Haus im Jahre 2280 im Design eines Atompilzes, dessen Architektur gerade Mode ist, oder überdimensionierte Monumente wie zum Beispiel das „Christus Denkmal“, das zur 3000 Jahrfeier des Christentums in den Alpen errichtet wurde. Die düstere Vision Gosha Ostretsovs im Keller des Pavillons erinnert an die Horrorszenarien einer den dritten atomaren Weltkrieg überlebenden Menschheit. Die raumfüllende Mixed-Media-Installation Alexey Kallimas projiziert jubelnden Figuren wie in einem Stadion an die Wand. Die Menschenmenge steigert sich zum tosenden Beifall. Das Licht geht an, der Raum ist makellos weiß, keine jubelnden Menschen mehr zu sehen, die Lautsprecher sind verstummt. In diesem Moment realisiert man, was man gesehen hat, war nur eine Illusion. Der Rundgang durch das „Palazzo Esposizioni“ endet mit einer schlichten Installation von Yoko Ono von 1996. Gerne folgt man ihrem „Cleaning Piece III: Versuche nichts Negatives über irgendjemand zu sagen. a) für drei Tage, b) für fünfundvierzig Tage, c) für drei Monate. Schau, was mit deinem Leben passiert.“ Die Biennale ist noch bis 22. November zu sehen.

7486 Zeichen

Monika Gatt und Christof Wolf SJ